



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 18

Sonnabend, den 6. Herbstmond 1930.

Nr. 18

Der schießende Stod.

Von Professor D. Knöpp.

Herr Prof. Haas teilt in seinen Schwänken von der Insel Rügen Nr. 41 folgende Schwänke mit: Ein Schäfer, der seine Herde an einem Waldesfaum hütete, hatte sich mit seinem Hunde Wassermann verunwillt. Wassermann bekam erst Schelte, dann Schläge, und als er noch immer nicht gehorchen wollte, legte der Schäfer seinen Stod an den Kopf, als wenn es ein Gewehr wäre, und rief mit lauter Stimme: „Wassermann, ik scheid di dot!“ Zufällig befand sich der Förster in der Nähe; der hatte schon lange die lauten Worte des Schäfers gehört, und als dieser nun gar den Stod an den Kopf legte, nahm er sein Gewehr und schoß Wassermann in die Beine. Als der Schäfer den Schuß hörte und seinen treuen Gefährten winselnd auf der Erde liegen sah, lief er zu ihm hin und sprach: „Wassermann, nimm't nich äwel, min Hund! Wer hatt dat ok denken künnt, dat de oll Stod laden wier!“

Die Geschichte von dem schießenden Stod ist — ganz abgesehen von den kindlichen Spielen — auch sonst in Pommern bekannt. In meinem Büchlein: Schwank und Streich in Pommern, S. 26, findet sie sich in folgender Fassung: In Rußland gibt es bekanntlich viele Wölfe. Einmal ging ein jüdischer Handelsmann durch einen Wald. Da kam ihm ein Wolf entgegen. In seiner Angst suchte er den Wolf mit seinem Stod von sich abzuwehren. Hinter einem dicken Baum in der Nähe stand ein Jäger, den aber der Handelsmann nicht gesehen hatte. Als nun der Wolf dem Handelsmann immer näher auf den Leib rückte, und dieser in seiner Todesangst laute Hilferufe ausstieß, legte der Jäger sein Gewehr an und streckte mit einem wohlgezielten Schuß den Wolf tot nieder. Der Handelsmann war ganz erschrocken; da er aber keinen Menschen sah, so bildete er sich ein, sein Stod habe den Wolf erschossen, und erstaunt rief er aus: „Merkwürdig, nun trag' ich den Stod schon sieben Jahr' und hab' nicht gewußt, daß er ist geladen. Hätt' ich mich doch selber können schießen tot.“

Eine dritte Version bietet das Hessische Sagenbuch von Emil Schneider, 4. Aufl., Nr. 75. Ein Mann aus Felsberg war ins Holz gegangen, um sich einen Saß Laub zum Streuen zu sammeln. Er hielt sich immer am Saum des Waldes, wo das Feld daran stößt, und als er einmal ausruhte, sah er von ungefähr, wie ein Hase ganz nahe vor ihm in einer Furche sich aufrichtete. Langsam und vorsichtig hob der wachere Felsberger seinen Rechen, legte an, und — krach pardanz! — da lag der Hase in seinem Blute. Voller Verwunderung eilte das Männlein hinzu, saßte die Beute und eilte, sie in seinem Laubsack zu verstecken. Plötzlich fühlte er einen leichten Schlag im Nacken. Ein Jäger stand hinter ihm. Der hatte nicht weit von ihm gestanden, auch auf den Hasen angelegt und ihn geschossen, und das war unserm Felsberger ganz entgangen. „Wer hat euch erlaubt, den Hasen zu nehmen?“ sagte der Jäger. „Ich — ich hab' ihn geschossen!“ antwortete der Mann. „So seid ihr ein Wilddieb!“ „Ach, Herr“, erwiderte treuherzig der Felsberger, „ich dachte doch nicht, daß das Ding losgehen würde.“ Seit dieser Zeit heißen die Felsberger die Hasenschützen.

Der Schwank ist, wie es scheint, weit verbreitet. Ich verweise noch auf D. Dähnhardt, Schwänke aus aller Welt, Nr. 51, und Fr. S. Krauß, Zigeunerhumor, S. 188. Außerdem findet sich eine Erzählung aus Rußland im vierten Bande der Monatschrift „Aus dem Posener Lande“. Hier ist es ein jüdischer Handelsmann mit Namen Ewardigrosz, der mit seinem Stode einen Wolf erlegt zu haben glaubt. Die betreffenden Werke stehen mir leider nicht zur Verfügung.

Im Posener Lande fand ich den Schwank noch einmal, und zwar als kurze Episode eingeschachtelt in das bekannte Schwankmärchen vom Juden im Dorn, das mir hier aus polnischer Quelle mitgeteilt worden war (s. meine Posener Märchen, Nr. 12). Der mildtätige Knecht, der sich auf der Wanderschaft befindet, hat von dem Herrn Jesus eine wunderbare Geige und eine ebensolche Bißche erhalten. Bald darauf springt ein gewaltiger Hirsch vor ihm auf. Der Knecht will die Bißche gleich probieren und legt auf den Hirsch an, der sofort tot niederfällt. Er hat aber nicht gesehen, daß zugleich auch noch ein anderer auf den Hirsch gezielt hat, wenn auch nur mit einem Stod. Es war ein Jude, der sich hinter einem Baum versteckt gehalten hatte. Wie dieser nun den Hirsch auf dem Boden liegen sieht, tritt er vor und sagt, er habe den Hirsch geschossen, und er gehöre ihm. Der Knecht erwidert ihm: „Wie kannst du Jude mit einem Stod schießen?“ Der Jude antwortet darauf: „Wenn Gott es sügt, dann auch mit einem Stod.“ Um sich nicht zu streiten, gibt der Knecht schließlich nach, bestraft aber dann den ehrgeizigen Juden dadurch, daß er

ihn nach den Tönen seiner Geige in den Dornensträuchern tanzen läßt.

Ähnlich eingeschoben ist die Geschichte auch in dem ostholsteinischen Schwank vom Edelmann und dem Bauer, bei Wisser, Plattdeutsche Volksmärchen, S. 187 f. Der Edelmann geht ins Holz auf die Jagd; da springt vor ihm ein Hase auf, und er schießt hinter ihm her. Der Hase läuft auf die Koppel, wo der Bauer gerade beim Harten ist. Da nimmt der Bauer seinen Hartenstiel und legt so auf den Hasen an, als ob er ihn totschießen will, und bauz, fällt der Hase vor ihm hin und ist tot. Der Bauer meint, er habe ihn wirklich totgeschossen; er besieht den Hartenstiel und sagt dann: „Teufel, das hätt' ich nicht gedacht, daß das da herausgegangen wär!“

Erwähnt sei auch, wenngleich nicht ganz hierher gehörig, der schießende Schlüssel in einem pommerschen Märchen bei U. Jahn, S. 51. Es ist hier ein wunderbarer Schlüssel, ein Zauberschlüssel, den der Märchenhans auf einen vorüberfliegenden Vogel mit glänzendem Gefieder anlegt, indem er spricht: „Ach, wenn doch jetzt mein Schlüssel eine Pistole wär!“ Krach, ging auch schon der Schuß los, und eine von den goldenen Federn schwebte zur Erde herab.

Es ist als sicher anzunehmen, daß sich noch weitere Varianten des Schwankes vom schießenden Stod vorfinden, und ebenso scheint es mir unzweifelhaft, daß auch unser Schwank schon in der mittelalterlichen Schwankliteratur vorhanden ist.

Der Fuchs im Spiegel plattdeutscher Redensarten.

In „Unsere Heimat“ 1929, S. 24, brachten wir unter obiger Ueberschrift einen Aufsatz von Herrn Dr. Hermann Schmoockel, Soest. Hierzu teilt Herr U. Lucht, Ruzer (Kr. Regenwalde), folgende in seinem Heimatort gesammelten Redensarten mit:

1. An't Redensart lehrt sich de Boß nich an, hei seggt, hei geht nich in't Dörp, doa biete ehm de Sunn.

2. „Größt Hitt is vorewer“, seggt de Boß, as ehm't Fell euwer't Ohre schlöppe.

3. „Hilling“, seggt Boß un fett sich hinner't Mattelspier. (Mit Mattel bezeichnet man hier die Rafenschmiere, ein Gras. Schuß kann der dahinter sich versteckende Fuchs natürlich nicht finden, noch viel weniger hinter einem einzelnen Stüdchen, Halmchen dieser Grasart.) Oft mit dem Zusatz: un denn noch anne verkehrte Eier (Seitel).

4. Dat hett de Boß woll mittem Schwanz mäte, (Wenn etwas zu groß ist.)

5. Sei grient as ne Boß (auch Pfingstboß).

6. Sei grient, as wenn't Boß Broam strett. (Note Brombeeren = Boßbroam. Schwarze Brombeeren = Hinchbroam [Hinch = Hengst].)

7. Zu Nr. 24 des Aufsatzes: Nor Hoar un Ellerhult, dat waßt uppe leie gaude Grund.

Aus Blankensfelde und Karlsdorf, Kreis Nau-gard, ist mir folgender Vers bekannt:

De Wind, de weßt,

de Hoahn, de kräft,

de Boß löppt über't Moor.

N., bind' de Schötes fast!

wie danzen beid uppem Flor.

Elisabeth von Derzen.

Elisabeth von Derzen, die jetzt ihren 70. Geburtstag feiert, steht mit an der Spitze der pommerschen Heimatliteratur. Ist sie es doch, die als erste das hinterpommersche Blatt zur Schriftsprache erhoben hat und dem ostpommerschen Volkscharakter in der Literatur den ihm zukommenden Platz erkämpfte. Ihre Werke erlebten Auflagehöhen, wie sie im Lande an der Ostsee zur Seltenheit gehören.

Und dabei kennt die Gutsherrin von Dorow Sensationen oder Tagestendenzen nicht; sie lebt in einem stillen Kreis, ward in Ostpommern geboren als eine Tochter der von Thaddens, hat die 70 Jahre ihres Lebens in ostpommerscher Heimat auf dem Lande zugebracht. All ihre Gestalten, Handlung und Umwelt entnahm sie diesem so oft von Großstadtmenschen bespöttelten Hinterpommern, all ihre feine Charakterzeichnung entstammt dem arbeitenden und ringenden Landvolke.

Da ist immer und immer wieder der reine, urwüchsige Bronnen völkischer Eigenheiten, da sind Gestalten, die auch ein Fritz Reuter in seiner schwerwüchsigen Mecklenburger Heimat sah, da sind Menschen, die sich geben, wie sie geschaffen wurden — nicht wie Zeitlinge sie machen möchte. Alle verschieden — Knecht und Knecht — Herr und Herr — alle knorrig, querköpfig, ruhig, und doch alle in jener wertvollen Einheit eines Menschenschlages, eines Arbeitsgebietes, eines untereinander abhängigen Lebensbildes gerundet. Und die Gestalten, die Elisabeth von Derzen uns gibt, sind keine Einzelmenschen, sie sind ein Typ, wie er nur unter freier Luft, freier Naturverbundenheit und freier Lebensmöglichkeit gedeihen kann.

„Entenrike“ — „Die ollen vielen Jungs“ — „Bottins Aeltester“ — „Wir auf dem Lande“ — „Meine Kuh“ usw., prächtige Einzelgestalten gibt die Verfasserin uns. Ein lieber, sonniger Humor blüht oft aus ihren Charakteren — freilich unserm Ostpommern wohl unbewußt, aber doch so stark, daß man — auch wenn man dort nicht seine Heimat hätte — ihnen gut sein muß. Gerade und ehrlich bis zur Grobheit sind E. von Derzens Menschen, dickköpfig bis zur Verzweiflung und doch treu bis zur Aufopferung, kraftvoll und hart. Kann man schönere Kennzeichen eines deutschen Volksstammes sich wünschen? Die alte Magd „Entenrike“ liegt auf dem Sterbebett, sie hat nichts anderes zu beichten, als daß sie ihrer Herrin oftmals Eier für die Rücken wider Wissen ihrer Herrin gestohlen habe. Und als sie freundlich Absolution erhält, ruft sie heimlich ihre Nachfolgerin ans Krankenbett und befiehlt ihr: „Dat du vor de Putkens Eier kauft!“

Oder die alte Wasken, die auf ihren „ollen verhoffenen Kerl“ schimpft, als er aber zu ihr nach Jahrzehnten zurückkommt, fühlt sie ihre Pommern-treue und geht mit ihm nach Amerika. Auf alle Einwürfe sagt sie nur stur: „Aber ich wer' man doch mit ihm müssen zieh'n.“

Oder endlich in der „ländlichen Liebe“, da die junge Frau eines Knechtes sich scheiden lassen will, wütend seggt sie de gnä' Fru: „Schlogen kann hei mi (der Ehemann), dafür bün ich sin Fru, awer hei bett mi würgt, und davon steht niht in de Trutert schrewen!“

Elisabeth von Derzens Werke (Verlag Martin Warbeck, Berlin) sind fast sämtlich vergriffen, anläßlich ihres 70. Geburtstages soll eine neue Sammelauflage verlegt werden. Das pommersche Schrifttum wird dies besonders begrüßen; denn ihre ostpommerschen Charakterzeichnungen, ihre klare schriftdeutsche Wiedergabe pommerschen Platts sind für die Heimatliteratur noch nicht zu missen. Ihren 70. Geburtstag feiert die Verfasserin — wünschen wir, daß ihr der Lebensabend genau so licht und schön werden möge als sie ihre Jugend im „Goldenen Morgen“ beschreibt. v. G.

Die Elisabethkirche in Rügenwalde.

Am 18. Juni 1930 sind 125 Jahre verflossen, seit durch königlichen Erlaß die Schloßkirchengemeinde wegen ihrer Kleinheit aufgelöst und der Stadtgemeinde zugeteilt wurde. Zur Schloßkirchen-

gemeinde waren alle auf dem Schlosse wohnenden und zum herzoglichen Hofstaat gehörenden Personen eingepfarrt in Hinsicht auf Abendmahl, Taufe, Trauung. Da ein eigener Kirchof nicht vorhanden war, gehörten die Gemeindeglieder hinsichtlich der Beerdigung zur Marienkirche. Schon im Jahre 1624 begann Bogislaw XIV. den Ausbau der kleinen Schloßkapelle. Seine Witwe, die in der Fürstengruft der Marienkirche ruhende Fürstin Elisabeth, hat den Ausbau vollendet, so daß die Kirche am Neujahrstage 1639 durch den Superintendenten Pegelow eingeweiht werden konnte. Von nun an erhielt die Kirche den Namen „Elisabethkirche“. Der erste Schloßprediger war Christian Bilang (1639 bis 1657). Auf ihn folgte Schloßprediger Jülichius, der in einem Anfall von Geistesgestörtheit den Silberaltar schwer beschädigte. Diese Beschädigungen sind noch heute besonders auf der Silbertafel im Mittelfelde erkennbar. Im ganzen haben elf Geistliche in dem Zeitraum von 1639 bis 1805 in der Schloßkirchengemeinde gewirkt. Der letzte Schloßprediger, Samuel Christoph Dreißt (1780 bis 1805), ging 1805 als Pastor nach Barzow, wo er ein Lehrerseminar einrichtete und in fast dreißigjähriger Arbeit gegen zweihundert Lehrer ausbildete. Das mit der Schloßkirchenstelle verbundene Vargehalt des Geistlichen wurde bei Auflösung der Gemeinde zur Fundierung der neu eingerichteten Pfarre in Poehlen, Kreis Neustettin, verwendet. Von den kirchlichen Einrichtungsgegenständen wurde der Silberaltar sowie das Luther- und Melanchtonbild von 1557 der Marienkirche, die Kanzel und das herzogliche Wappen der Gertrudkirche überwiesen. Die Glocken erhielt die Kirchengemeinde Schla-

Haase, Rügenwalde.

Die Friedrichswalder Spurreiter, ein verschwundener pommerscher Brauch.

Ende des 18. Jahrhunderts, als noch Wölfe im Friedrichswalder Revier, wo die Kreise Greifenberg, Naugard und Randow zusammenstoßen, angetroffen wurden, hatten die Bauern der Walddörfer die Verpflichtung, nach einem Schneefall im Winter gewisse Bezirke abzureiten und nach Wolfspuren zu suchen. Die „Spurreiter“ trafen sich dann in der Nähe von Friedrichswalde in einer Waldlichtung bei der sogenannten „Krausen Fichte“, wofür selbst der Oberförster den Rapport entgegennahm. War nun eine Spur gefunden, so wurde zunächst das Jagen festgestellt, in dem der Wolf hauste und wohin sich nun die Jagdgesellschaft begab. Die sogenannte „Lappenleine“ wurde aus Hohenkrug zur Stelle gebracht. Diese mit bunten Lappen und Flicken besetzte Leine zogen die Spurreiter dann im

das betreffende Jagen und nun suchten die Jäger den Wolf. Dieser wurde, da die bunten Flicken der Leine ihn immer wieder zurückscheuen ließen und den Durchbruch hinderten, bald gestellt und zur Strecke gebracht. Häufig biß er noch verschiedene Jagdhunde tot. Der glückliche Jäger, der ihn zur Strecke brachte, erhielt eine fiskalische Prämie von 5 Talern. Für dieses Spurreiten nach einem winterlichen Schneefall erhielten die bäuerlichen Besitzer die Holzlieferung aus dem Forst, die spätere obervanzmäßige Verpflichtung des Forstfiskus wurde.

In den späteren Jahren ist diese vom Fiskus an die Hofbesitzer jährlich zu leistende Brennholzlieferung in Geld abgelöst worden. Die betreffenden Gemeinden haben durch diese Geldabfindung vielfach den Grundstock zu einem kommunalen Vermögen erhalten.

Volkslagen und Erzählungen aus dem Kreise Bütow.

Von Professor Otto Knoop.

(Fortsetzung.)

105. Die versunkene Orgel zu Bernsdorf.

Nachdem am 20. Oktober 1640 der Bischof Matthias Lubiencki von Kujawien die Stadt Bütow zum Katholizismus zurückgeführt, wenigstens die evangelische Kirche aufs neue zum katholischen Gottesdienst geweiht hatte, kamen auch die Landkirchen zu Bernsdorf, Damsdorf, Damerkow, Kathkow, Stüdnitz, Groß-Tuchen und Bornnuchen mit all ihren Glitern durch gewalttätige Vertreibung der evangelischen Prediger in die Gewalt des kujawischen Bischofs. Von der Kirche in Bernsdorf und ihrer Orgel geht eine Sage, die an dieses Unrecht erinnern soll. Die Kirche war wüste und wurde neu gebaut. Die dazu bestimmte neue Orgel versank bei der Einfahrt in der Nähe des Dorfes und bildete fortan einen grundlosen See, aus dessen Tiefe von Zeit zu Zeit wehmütige Orgeltöne erklangen. Wie der Volksglaube berichtet, sollen, solange der Gesang in der Kirche währt, die Orgeltöne auch heute noch aus der Tiefe des Sees erklingen.

Nur die adlige Kirche zu Groß-Pomeiske und ihre Filiale zu Jassen blieben evangelisch, f. Cra-

mer, Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow I, S. 275.

106. Der wandernde Stein bei Damsdorf.

Im Jahre 1804 sollte die alte katholische Kirche zu Bornnuchen wegen Altersschwäche abgebrochen und ein neues Gotteshaus gebaut werden. Die Gemeinde bestand damals schon zur Hälfte aus evangelischen Bewohnern, und infolgedessen entspann sich über das Bau- und Besitzrecht der neuen Kirche ein heftiger Streit unter den Gemeindegliedern. Endlich nahm der Schulze die Sache in die Hand und lud sämtliche Ortsangehörige zu einer Beratung im Gasthause des Dorfes ein. Das Ergebnis war: diejenige Konfession, die zuerst den Grundstein oder das Fundament der neuen Kirche legen wird, soll auch das Eigentumsrecht an derselben erworben haben. Nun ging es seitens der Evangelischen an ein Spendieren, so daß bald alle Katholiken betrunken unter dem Tische lagen und vorauszuweisen war, daß an ein Erwerben derselben vor Anbruch des nächsten Tages nicht zu denken sei. Diesen Umstand benutzend, begaben sich die Evangelischen auf den Bauplatz und vollendeten noch in derselben Nacht das Fundament der neuen Kirche. Am Morgen kamen auch die Katholiken zum Bauplatz, zogen aber unter Schimpfen und Fluchen davon, als sie sahen, daß sie von ihren Gegnern über-

listet waren; die Evangelischen aber freuten sich des Erfolges und arbeiteten rüstig weiter.

Am nächsten Morgen mußten sie jedoch zu ihrem größten Leidwesen die Wahrnehmung machen, daß in der Nacht gerade der beste Eckstein aus dem Fundament verschwunden war. Eine Haussuchung bei den Katholiken blieb resultatlos. Schon dämmerte der Abend, und noch war keine Spur des verschwundenen Steines gefunden. Die Evangelischen waren ratlos. Da meldete ein Bote, daß der Stein auf derselben Stelle stehe, von wo man ihn hergeholt hatte. Sogleich machte man sich auf, um ihn zu Wagen wieder vom Damsdorfer Felde herbeizuschaffen. Er wurde aufs neue eingemauert, aber am nächsten Morgen war er zum zweiten Mal verschwunden. Abermals eilte man nach Damsdorf und fand ihn auf seiner alten Stelle; nichts deutete an, daß er jemals von diesem Fleck fortgewesen war.

Da ergreift die Arbeiter heilige Scheu; viele fürchteten sich und meinten, in dem Stein sitze nichts Gutes. Andere behaupteten, es sei ein verwünschter Stein oder gar eine verwünschte Prinzessin, die, wenn der Stein zum dritten Mal eingemauert würde, erlöst sein und das Dorf Bornnuchen zum Königreich erheben würde. Keiner aber fand den Mut, zum dritten Male Hand anzulegen, und so blieb der Stein bis zum heutigen Tage auf seiner Stelle, zum Bedauern vieler Alten, die noch jetzt in dem Stein eine verwünschte Prinzessin erblickten.

Pommersche Scherzverse auf Vor- und Familiennamen.

Gesammelt von Alfred Lucht-Ruger.

1.
Kale, Kale (Karl), kumm, kumm, kumm,
giww de Rücken Woate.
Hest du kein'n Kumm, Kumm, Kumm,
last di ein'n moate.

Sonnebuhr, Kr. Kammin.
Ruger, Kr. Regenwalde.

2.
Frib, Stieglif,
het Backbern stoahlen,
morgen sa eh'm de Düwel hoalen.

Blankensfelde und Karlsruhof,
Kr. Naugrd.

3.
Johann, spann' anl
Dre Katten vöran,
de Hunn vörut,
Johann, spann' utl
Blankensfelde und Karlsruhof.

4.
Seberecht
heißt der Knecht,
und Bielfraß
heißt die Magd.

Ruger.

5.
Niele, wenn ik piepe,
denn kümmt!
Kennst du miene Piepe nich,
bist du miene Niele nich.
Niele, wenn ik piepe,
denn kümmt.

Blankensfelde und Karlsruhof.

6.
Auguste ging zum Boden hin,
sie dacht', da wär' der August drin.
Der August dacht' in seinem Sinn:
„Wo will denn bloß Auguste hin?“

Ruger.

7.
Friedel mit de Fiedel,
un sei mit dem Baß,
späle wie de Düwel
un kriege nichs in't Rast'.

Ruger.

8.
It un Köhn,
bei danze heid schön,

oawe Köhn un Uede,
dei danze as eie Rüde.

Ruger.

9.
Morgenrot, Morgenrot,
Mag Knebel, de lacht sich dot,
unser Portemonnaie het 'n Loch,
Mag Knebel tellt un tellt immer noch.
Knebel ist Gastwirt in Blankensfelde. Den Spruch
kann man von den morgens vom Vergnügen Heim-
lehrenden hören.

10.
De Wulf un de Bär, de Bof un de Ratt,
dat sin de schlimmsten Lüid in de Stadt!
Die Namen der Gollnower Kaufleute Wof,
Beer, Bof und Rath sind in die gleich oder ähnlich
klingenden Tiernamen übertragen worden.

Pommerscher Bittkopf, deine Schule!

Seimatgeschichtliches Festspiel

in drei Aufzügen mit Gesang und Tanz aus den
Jahren 1807 und 1830.

(Fortsetzung.)

Rittmeister: Auch das soll ein Wort sein,
Burschen! So nehme ich von hier nicht bloß Ka-
nonen mit, sondern auch die Kanoniere!
Aber dazu braucht ihr die Zustimmung eurer Eltern
und eures Schulzen. Holt sie euch! (Die Burschen
raffen ihr Fischergerät auf und treten überredend
auf den Schulzen zu. Er geht mit ihnen ab.)

Rittmeister (zum Kundschafter): Du be-
gleitest uns jetzt nach Köslin, Jahn. Wir warten
hier nur noch auf Kanonen! (Jahn tritt zur Seite.)

Pastor: Komm' einmal her, Christian! Zeige
du dem Herrn Rittmeister, daß du wenigstens in
unserer Sorenhömer Schule etwas Gründ-
liches gelernt hast. Wie heißt das letzte Gedicht
von unserm pommerschen Ernst Moritz Arndt?

Christian (macht ein listiges Gesicht, ver-
beugt sich dann und begleitet die Strophen des fol-
genden spöttischen Zeitgedichtes mit entsprechenden
Körperbewegungen):

Fuchszeit ist jetzt!
Wedelnder Schwanz
wirbt sich zum Tanz,
schmeichelnd den Kranz.

107. Die Bütow-Rummelsburgische Verche.

Wenn man die Bütower oder Rummelsburger
reden will, sagt man: Bütow und Rummelsburg
hätten zusammen nur eine Verche, die abwechselnd
des Morgens in Bütow, des Nachmittags in Rum-
melsburg singe.

Spötter behaupten allerdings, die Sache stimme
heutzutage nicht mehr; denn jetzt habe jeder Kreis
seinen eigenen Vogel, und er bezahle ihn auch für
seinen Gesang und für seine übrigen Dienstleistun-
gen. Worin diese bestehen, sagt eine sehr bekannte
Redensart: „Sei — nämlich der ärmlische Land-
mann jener Gegenden — meßt mit dem Dewal up
de Hälfst.“

108. Borntuchen.

In Borntuchen schlüchtern man kleine Kinder ein
mit den Worten: „Gah mit de Kage kommt!“ In
den Fichten bei dem Borntuchener Kirchhof hat sich
nämlich einmal ein Mann mit Namen Gah erhängt;
eine Kage soll ihn angefressen haben, und man er-
zählt, daß der Mann später mit der Kage dort her-
umgespukt habe.

In Borntuchen lebte früher ein Mann mit
Namen Möws, der keinen Menschen grüßte. Man
sagt daher auch heute noch von einem, der nicht
grüßt: „Dei is bi Möws in de Schaul gahne.“

109. Gröbzenin.

Das Dorf wird plattdeutsch Rabbazin genannt.
Von einem Grobian, auch von einem Dummkopf

sagt man: „Dei is ut Rabbazin, wo de Heiner mell
ware.“ Im Lauenburger Kreise heißt es: „Dat
kann (oder: versteht) de olle Hattsch ut Rabenzin ul,
d. i. die Sache ist leicht.“

110. Groß- und Klein-Gustkow.

Die Bewohner der armen Dörfer haben sich, we-
nigstens in früherer Zeit, vielfach vom Sammeln
von Pilzen und Beeren ernährt. Daher ging von
ihnen der Reim:

Kieze (d. i. Reizter) u Beere
mutte Gustkow ernähre.

111. Wuffeden.

Ein Spottvers über das Dorf lautet:

Wer gaude Ländag' hebbe will,
dei mutt nah Wuffeide gahne.
In Wuffeide gifft dat Tuffle u Supp,
doar geht de ganz Wäl mit up.
Wer gaude Ländag' hebbe will,
dei mutt nah Wuffeide gahne.

112. Er sieht immer auf das Sauzahn.

Vor Jahren ging ein Bauer aus Wuffeden lei-
denschaftlich gern in die benachbarten königlichen
Forsten, um zu wildern, und den Forstbeamten
wollte es nicht gelingen, den Wilddieb zu fassen.
Endlich kam der Gutsbesitzer des Ortes, der ein
guter Freund des Oberförsters war, hinter das
Treiben des Bauern und fragte ihn einst gelegent-
lich, wie es komme, daß ihn der Förster niemals

Schmeicheln und heucheln,
büßeln und meucheln
mußt du verstehn,
wenn du willst stehn
vorderst im Tanz!

Rittmeister (lacht laut auf).

Pastor (betroffen, legt Christian die Hand auf
die Schulter): Ich meinte Arndts schönes Gedicht:
Wer ist ein Mann? — Der beten kann... Dieses
Gedicht habt ihr in der Schule jetzt gelernt?

Christian (nickt wichtig): Ja, Herr Pastor,
dies ist ein neues!

Pastor (schüttelt den Kopf).

Rittmeister (tritt schnell auf Christian zu,
rüttelt ihn an der Schulter): Und paßt trefflich
in die heutige Zeit! Das präg' dir gut ein, mein
Jungel (Christian tritt zurück, aber Frihe tritt vor
den Rittmeister. Sein Alterskamerad Christian
hält sich voll jugenhafter Neugier in seiner Nähe.)

Frihe (bittend): Nehmen Sie mi ok mit nach
Köslin, wie die großen Burschen, Herr Offizier?
Jahn (halblaut, ihm einen kleinen Rippenstoß
gebend): Bengel, willst woll?! Das heißt „Herr
Rittmeister“.

Rittmeister (verschränkt die Arme und blickt
schmunzelnd auf den jungen Bittsteller).

Frihe: Ich will och bloß Ihre Pferde füttern.
Dat kann id schon fein. Unser Schult kann't seggen,
daß id seine Pferd' schon immer füttr'e. Un id
kann se in de grote See reiten, un se pußen un
friegeln!

Rittmeister: Also mein junger Pferde-
bursche möchtest du werden, Frihe?

Frihe: Un fein will ich se pußen. Die
Schenkel sollen man so spiegeln, wie Herrn von
Schmeling sein Reitfuchsl (Treuerzig schmeichelnd.)
Herr Offizier! (Jahn machte immer bei dem falschen
Titel eine kleine ärgerliche Bewegung: Krieg' ich
denn och solche schöne hoge Soldatenmüß? — (Reißt
seine Zipfelmütze vom Kopfe und wirft sie ärger-
lich auf die Erde.) Ich mach' das lappige olle Ding
nich mehr! (Der Schulze kommt zurück, verwun-
dert, wie die Herren lachen.)

Rittmeister: Aha, jetzt kommt das bide
Ende von der Wurs! Um eine Soldaten-
müße ist's dir zu tun?

Frihe: Joa, Herr Offizier, Soldat will id
werden un wat lernen, weil min toter Vadder
der Soldat was, un ok min oll Grotvadder
Daniel beim großen Preußenkönig so viel ge-
lernt hat!

Rittmeister: Nun Frihe, ich will's über-
legen. Dazu müssen wir auch den Großvater noch
hören. Jetzt laßt, ihr Jungen, und bringt mir
Bericht, wie weit die Kanonen aus der großen
Düne heraus sind. (Beide Jungen ab.)

(Zu den Gerichtsherren gewandt): Eine
frohe Botschaft muß ich Ihnen noch mitteilen,

ertappe. „Sehr einfach,“ sprach der Bauer; „ich
habe mir von einem Wildschwein einen Eckzahn be-
forgt, und wenn ich mir diesen Zahn vor das Ge-
sicht halte, bin ich unsichtbar.“ Bald kannte auch
der Oberförster dieses Geheimnis, doch hatte er dem
Gutsbesitzer versprochen müssen, dem Wilderer ge-
genüber, sobald er ihn treffe, sich so zu stellen, als
sehe er ihn wirklich nicht.

Auf Anstiften des Gutsbesitzers geht nun der
Wilderer wieder einmal auf Raub aus. Auf hal-
bem Wege sieht er aber den durch den Gutsbesitzer
benachrichtigten Oberförster gerade auf sich zukom-
men. Flugs holt er den Sauzahn aus der Tasche,
hält ihn tief vor das Gesicht und steht nun da wie
eine Bildsäule. Der Oberförster tut natürlich, als
sehe er ihn nicht, und stellt sich dicht an ihn heran,
um ihn mit einer Gabe zu überfließen, die ihn von
oben bis unten naß macht. Dann eilt er zum Guts-
besitzer, um ihm den Spaß zu erzählen.

Am folgenden Tage fragt der Gutsbesitzer den
Bauer, wie es ihm auf seinem letzten Streifzuge er-
gangen sei. Der Bauer erzählt es und setzt dann
hinzu: „Der Oberförster sah mich nicht; er dachte,
es wäre ein Stubben. Ich sah aber auch immer auf
das Sauzahn.“

Daher stammt denn auch in der Gegend von
Wuffeden die Redensart: „Er sieht immer auf das
Sauzahn.“

(Fortsetzung folgt.)

meine Herren, ehe ich wieder davon muß. Kurz bevor wir abritten, war nach Kolberg die Nachricht gekommen, daß Kanzionierte und Arnswalder Bürger den französischen Marshall Viktor gefangen haben, der in unsere kleine Festung eingeliefert werden soll. So wirkt Major Schills kühnes Beispiel ansteckend im ganzen Lande. In einem Kartoffelfelder beim Stadthirten hatte sich der große Schlachtenheld schließlich verkrochen. Aber die Pommern fanden ihn auch dort! (Alle Herren lachen.)

Rittmeister (zum Rundschafter): Jahn, hast du noch Genaueres während deiner Streifen gehört?

Jahn: Zu Befehl, Herr Rittmeister! Der Marshall soll still bis zur Festung Danzig in gute Verwahrung gebracht werden. Später ist es dann möglich, ihn gegen unsern gefangenen General Blücher auszutauschen.

Alle Herren (lebhaft): Sehr gut!

Rittmeister: Auch den kleinen Glücksfall heißt es im Kriege klug auszunützen.

Schulze: Aber hält Herr Rittmeister es nicht auch für klug, ein bißchen für solch Glück vorzusorgen? Ich mein' das zweifelhafte Glück für unser armes Dorf, von den Franzosen über-

schwemmt zu werden. Sie sollen schlimm plündern!

Pastor: Das trübe meine andern Pfarrkin-der ebenso hart. Kann uns der Rundschafter wohl etwas darüber sagen, Herr Rittmeister?

Rittmeister: Jahn, berichtet Was erlebten sie in den andern Dörfern?

Jahn: Im Hauptquartier zu Jernin wird strenge Manneszucht gehalten, Herr Rittmeister. Marshall Mortier ist gerecht, sagen die Einwohner, und will den Krieg auf menschliche Art führen. Aber so denken die andern Generale nicht. In den Dörfern rundum haben ihre Soldaten oft den Aermsten das Letzte weggenommen.

Alle drei Gerichtsmänner: Das ist auch hier zu befürchten!

Schulze (vortretend): Herr Landschaftsrat! Herr Rittmeister! Wenn wir also das „Glück“, solchen Franzosenbesuch zu kriegen, so weit an uns ist, verhindern? Wir reißen Wegweiser und Brücken ab und verstecken sie. Unsere schmalen Zufahrtstraßen zu den Stranddörfern sind sandig oder kumpfig. Ohne Wegweiser wagt kein Führer, viel Kriegsvolk solche ungewissen Steige zu führen.

Rittmeister (nickt lebhaft).
(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Heimatbücher.

Der Hammerhieb und andere Erzählungen aus Wald und Flur. Von R. Friedrich Marquardt, Schlawe. Verlag von Albert Mewes, Rügenwalde. Preis 0,60 RM.

Ein kleines Heftchen sinniger Natur Schilderungen, wie sie nur einer schreiben kann, der wie Marquardt, so eng und liebevoll mit dem Wald und seinen Lebewesen, wie Falkern, Käfern und seltsamen Blumen verknüpft ist. Wir begleiten den Verfasser auf seinen lehrreichen Streifzügen durch Wald und Feld, und er öffnet uns die Augen über die tausend Schönheiten der Natur, an der wir sonst achlos und stumpf vorübergehen. Jeder Freund der heimatischen Fluren wird seine helle Freude an dem kleinen Heftchen haben.

Plattdeutsche Lyrik mit besonderer Beziehung auf Pommern. Ausgewählt und eingeleitet von Lic. Walter Schröder. Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin 1930. In Ganzleinen gebunden 5,— RM.

In dem großen Strome der niederdeutschen Bewegung, soweit sie die plattdeutsche Lyrik umfaßt, ist Pommerns Anteil ein wesentlicher, eine Tatsache, die durch die bisherigen Veröffentlichungen aber nicht entfernt gewürdigt worden ist. Selbst den pommerschen Sammelwerken trat der plattdeutsche Anteil entweder gar nicht oder ganz unzulänglich zutage. Vor allem fehlte es bisher an einer selbständigen Uebersicht über unsere Leistungen auf dem Gebiete der mundartlichen Lyrik. Hier hat Walter Schröder endlich Abhilfe geschaffen. Selber ein Dichter, dessen niederdeutsche Kinder- und Kirchenlieder ihm einen großen Kreis von Freunden gewonnen haben, verflücht er über den am pommerschen Stamm immer wieder hervortretenden Trieb, zu sammeln, zu sichten, zu ordnen; und so erscheint er hier mit seiner plattdeutschen Lyrik auf dem Plan, zählt zum erstenmal den vollen Chor der Sänger auf, nennt zu den alten, bekannten Namen viele neue, setzt sogar den Kenner in Erstaunen — nicht bloß durch die Fülle und Mannigfaltigkeit der Töne, sondern auch durch die Kraft und Höhe des Ausdrucks — und bietet im ganzen ein Werk von wirklicher Forschertätigkeit dar, von erstaunlichem Fleiß und überlegener Gestaltung. — Wir sehen mit Freude und Genugtuung einen Giesebrecht, einen Hermann Jahnke, einen Albert Schwarz als Anreger, Schöpfer und Wirker an der Spitze der plattdeutschen Bewegung, wir freuen uns, daß wir der schleswig-holsteinischen Mundart einen Hans Ehrtschenten durften, einen der wenigen, die über Klaus Groth hinaus die Bezirke des Plattdeutschen erweiterten, freuen uns, in dem Amerikafahrer Münter einen epischen Gestalter großer Form zu besitzen, sind stolz auf den Weltfahrer Victor Schleiff, der türkisches Volksgut in meisterhaft behandeltes Niederdeutsch übertrug hat. Dankbar begrüßen wir Gäste aus der Fremde, wenn sie auf unseren Boden ihr Heimatplatt zu Ehren bringen wie Max Dreyer, Nikolaus Niemeyer und Johann Prinz.

Wer kennt diese alten Lieder noch?

In Pommern sollen einmal folgende Lieder gesungen worden sein:

Als ich ein kleiner Knabe war; Es blies ein Jäger wohl in sein Horn; Es zog ein Herr wohl in den Krieg; Es waren drei Husaren gefangen; Die Gassen sein so enge, es war mal ein Gedränge; Es ging ein Knab spazieren wohl in den grünen Wald; Es wohnt ein Müller an jenem Teich; Es zog ein König ins fremde Land; Es waren zwei Waisenkinder; Stürbecker und Görtmichel, die raubten beide zu gleichem Teil; Als ich an einem Sommertag . . .

Da das Pommersche Volksliedarchiv Greifswald alle diese Lieder nur einmal enthält, läßt es sich nicht feststellen, ob die Lieder heute noch in Pommern leben. Wir bitten daher alle diejenigen, die sich noch auf eines dieser Lieder besinnen können, es aufschreiben und an uns senden zu wollen. Alle Einwendungen sind zu richten an das Pommersche Volksliedarchiv, Germanistisches Seminar, Greifswald oder an die Schriftleitung der Rösliner Zeitung, Abt. Heimatbeilage, Röslin.

Schwänke und Schnurren aus Hinterpommern.

Von A. Gabbé, Reinwasser.

(Fortsetzung.)

27. Ausdauer.

De ull Prediger Prochel in Waldow hebb ne Klein Arteil o dokterd' mit de Keerne. Eine Winterkrüge de Kinder sehr de Halsbrei, o väl stirwe doaran. Dem Bure Hann Seils im Rejewater weere all twei Stük stirwe, o dat leht lag krank. Sei ging tum Prediger, dei gaff em von de Keerne o belehrd em: „Nicht säumen, lieber Seils, immer fleißig eingeben; sonst stirbt Ihnen dies auch noch, und Sie haben dann keine Kinder!“

„Jo, jo, Herr Prediger; o denn adjel!“

„Abieul! Aber nicht nachlassen, lieber Seils, nicht nachlassen!“

„I wo, Herr Prediger“, erwiderte Seils; „il o min Fru sind jo noch inne beste Joahre.“

28. Zu spät.

In einer Sitzung des Gemeindefürschrats klagte der Pastor in W. über verschiedene Mißstände in der Gemeinde. So kämen z. B. die Bräute mit Kranz und Schleier zur Trauung, und nach einigen Monaten schon sei die Kindtaufe. „Da und da ist es zu früh gekommen“, sagte er, „und dort auch.“

„Ach, Herr Prediger“, erwiderte darauf einer der Aeltesten, „dat glewe Sei ma nich! Dei Krabutte kame nich to frih, bloß de Hochtit is gewöhnlich to spädt.“

29. De ganz Vater.

Bi Stiewsche is wat inpassiert, o Nabersch, dei wat kortsichtig is, kimmst o bekekt sei. Inne Stuw' is dat nich sehr hell, o as sei an de Weig geht o inkiekt, reppt sei: „Ach, wat für e schmuck Kind! De ganz Vater!“

„Nabersch“, seggt Stiewsch, „bist du rein nich klau? Dat Kind hebb il jo bi mi im Bedd, in de Weig hebb wi dat kleinst Farlen leggt, wil dat im Stall so kukt is.“

„Ach du meines Lebens, il dachd', dat inne Weig was dat Klein.“

30. Aehnlichkeit.

Bi'm Bure Gnottle is Ringelbeier, o all de Naberslid' o de Friend' ut de Neegd sind inlade, so dat ne grot Gefellschaft top is. Nah veier Wätes was de ercht Jung' inleht, o dat mieh' doch ordentlich siert ware. Dei kleie Bingel ward nu bekäde o bewunnert, wat für e schmuck Kind dat is o wo gewaltig klau o wo em dat leht. Dei eie seggt: „Ganz nah'm Vater“, de ander: „Nee, mehr nah de Mutter“, o andre segge noch andersch. Lauleht fall nek Unkel Fernand segge, wo em dat leht. Sei bekielt em o seggt: „De Räf' nah'm Vater, de Mund nah de Mutter o von hinde de ganze Freundschaft.“

31. Die gerettete Bratgans.

Auch in früheren Zeiten wurden zur ländlichen Hochzeit, namentlich, wenn sie im Herbst stattfand, Enten oder Gänse gebraten, die ganz auf den Tisch kamen; einer der Gäste besorgte dann das Zerlegen, oft genug in recht primitiver Weise. Aber manchmal war die Gans etwas zäh und das Messer wenig scharf, auch wenn man es vorher auf dem Stubensill gestrichen hatte, und da konnte es leicht vorkommen, daß das Messer abglappte und die Gans unter den Tisch fiel.

So geschah es einmal auf einer Hochzeit zu Gloddow. Die Gans lag unter dem Tisch, und die Gäste riefen entsetzt: „D je, o je, nu geht de grot Hund doarmit af!“

Der Zerleger aber erwiderte: „Nee, nee; hewwt ma kein Angst! Sei kriggt se nich, il heww de Fant ruppesett!“

32. Sult, Sult!

In früheren Jahren wurde auf dem Dorfe bei Hochzeiten, Kindtaufen und ähnlichen Ausrichtungen mindestens eben so reichlich und kräftig gegessen wie heute, nur war die Art und Weise, in der es geschah, etwas anders. Auf die Tische kamen große irbene Schüsseln, in denen, wie man zu sagen pflegte, gut eine Gans mit zwölf Güsseln schwimmen konnte. Die Schüsseln waren mit Kartoffeln gefüllt; darüber hatte man die Fleischbrühe gegossen, das Fleisch aber in faustgroßen Stücken innen am Rande der Schüssel in einem Kranze herumgelegt.

Einmal war in Gloddow Hochzeit. Die Gäste fingen an aus der großen Schüssel zu essen. Da sprach einer: „Wat is denn dat mit de Supp? Wo schmect denn dei?“

Darauf sagte der Nachbar: „Jo, doarmit hett dat nich sien' Nichtigkeit; dei schmect ganz anders, so nichtern.“

Der alte Bauer Krause aus Reinwasser kostete auch und rief: „Sult, Sult!“

Und was war es? Die Köchin war zu oft an die Schnapsflasche geraten, hatte sich dabei gehörig einen angetuschelt und nun in ihrem Dusef statt des Crapens mit der Fleischsuppe den Crapen mit dem Abwaschwasser ergriffen und das über die Kartoffeln gegossen.

So etwas kam damals wohl vor, störte aber die Gemütslichkeit nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Druckfehler-Berichtigung

zu Nr. 15/1930 der Heimatbeilage, Seite 1.
Der ehemalige Friedhof auf dem „Großen Wall“ ist nicht 1816, sondern 1810 angelegt worden.